

Irina Scherbakowa

# Die Hände meines Vaters

*Eine russische Familiengeschichte*

Aus dem Russischen von Susanne Scholl

DROEMER 

**Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.droemer.de](http://www.droemer.de)**



© 2017 Droemer Verlag  
Ein Imprint der Verlagsgruppe  
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit  
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Redaktion: Heike Gronemeier  
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Coverabbildung: Photo by © CORBIS/Corbis via Getty Images;  
FinePic/shutterstock  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck  
ISBN 978-3-426-27710-2

2 4 5 3 1

*Gewidmet meinen Eltern*



# Inhalt

## 1

### Ein Heft für zwei

Die Urgroßmutter spielt Schach	11
Was die Zigeunerin vorhersagte	20
Im Strudel des Bürgerkrieges	31

## 2

### Im Wohnheim »Proletarier aller Länder ...«

Im gleichen Zimmer	39
Der sowjetische Wecker	45
Das Loch in der Tasche	52
Pädologie verboten	63
Die Großmutter verliert ihre Freundinnen	73
Die Kinder der Komintern	80
Das Ende des »Lux«	91

## 3

### Der Krieg meines Vaters

Die Deutschen waren ganz nah	97
Die Hände meines Vaters	100
Der junge Mann muss zunehmen	111
Aus Kadetten werden Leutnants	114
Verwundet an beiden Händen	117
Trophäen	123
A farewell to arms	126

Vaters Freunde	135
Der Sieg über die Sieger	147
Vor dem Sieg war Krieg	157

#### 4

#### Versteckt euch nicht im jüdischen Hinterhof

Die Wurzeln	167
»Wasja, was bist du denn für ein Jude?«	172
Der fünfte Punkt	178
Die Urgroßmutter in den Galoschen	193
Kassandras Traum	203

#### 5

#### Lesebuch ohne Stalin

Mama, ist Stalin tot?	207
Gedränge	211
Der Kreml öffnet sich	215
Die »Tauwetterkinder«	224
Das Glück, zu Hause zu sterben	233

#### 6

#### Große Erwartungen

Farbe und Geräusch der Zeit	239
Zeit, zu lesen	252
Die geheime Lade	260
Neid	270
Chruschtschow schwarz-weiß	276

## 7

### Fremde Sprache

Der amethystene Elefant	285
Die Nische	297
»Die fremde Sprache wird mir einst zur Hülle ...«	303
Spuren	307
Es begann mit Kafka	317
Unter ehemaligen Spionen	326
Ein Tag im Archipel GULAG und noch zwanzig Jahre bis zur Perestroika	331

## 8

### Eine verlorene Generation und gewonnene Zeit

Neurosen und Ängste	339
Die Zeit der Witwen	350
Mit dem Tonbandgerät	365
Das Ende einer Epoche	369
Die Beschleunigung des Lebens	373
Ein erstaunliches Jahr	380
Schwanensee	394

### Epilog

Familienporträt	401
Abschied	410

### Anhang

Bildnachweis und Literaturverzeichnis	416
---------------------------------------	-----



*Urgroßmutter Etlja Jakobson, die erste Frau in unserer  
Familienmatrjoschka des 20. Jahrhunderts*



# 1

## Ein Heft für zwei

### Die Urgroßmutter spielt Schach

Vor hundert Jahren, im Februar 1917, kaufte meine Großmutter ein dickes Heft und gab es einem Buchbinder. Der fertigte dafür einen kunstvollen Einband aus schwerer dunkelroter Seide mit einem Rücken aus braunem Leder, auf dem in silbernen Lettern das Wort »Heft« stand und darunter die Initialen der Großmutter: MS für Mira Skepner. Das Heft war für zwei vorgesehen, für die Großmutter und ihren zukünftigen Mann Jakow Roskin, den sie im Herbst 1916 kennengelernt hatte.

Nicht alle Seiten dieses Heftes sind erhalten geblieben, viele Jahre später sollte meine Großmutter fast alle herausreißen, die sie beschrieben hatte. Sie wollte nicht, dass ihre Kinder und Enkel Einträge einer Gymnasialschülerin lasen, die ihnen sentimental und überschwänglich erscheinen mochten. Es blieben nur die Einträge des Großvaters erhalten. Aber eine ihrer Notizen überdauerte doch, und ich denke, dass das nicht zufällig geschah. Am 15. April 1917, kurz nach ihrem 19. Geburtstag, schrieb sie:

*Die Ereignisse erfolgen mit schwindelerregender Geschwindigkeit. So viel Neues, Aufregendes! Das Leben klopft an die Türe, das neue Leben. Man muss die Türen weit aufreißen und dem neuen Gast mutig und freudig entgegentreten. Ich bin unendlich glücklich, dass ich jetzt lebe, jetzt Zeitung lese!*

Mit diesen euphorischen Worten im Heft der Großmutter beginnt das Leben meiner Familie im 20. Jahrhundert. Die Ereignisse, über die Großmutter Mira in den Zeitungen las, waren auch wirk-

lich unglaublich. Im März hatte Zar Nikolaus II. abgedankt und die Provisorische Regierung war gebildet worden, die unter anderem sogleich Presse- und Versammlungsfreiheit verkündet hatte sowie die Gleichheit aller Bürger Russlands ohne Unterschied des Geschlechts, des Glaubens oder der ethnischen Zugehörigkeit. Für meine Großmutter und meinen Großvater – junge Juden aus einer kleinen Kreisstadt im Südwesten des russischen Imperiums – bedeutete das eine entscheidende Veränderung. Alle diskriminierenden Einschränkungen, die 120 Jahre lang die Situation der Juden im Zarenreich bestimmt hatten, waren aufgehoben. Jetzt konnten sie sich frei in jeder Stadt des Landes ansiedeln und an jeder Universität studieren. Weil so etwas bis dahin absolut unvorstellbar gewesen war, hatte meine Großmutter an jenem 15. April 1917 vom Beginn eines neuen Lebens gesprochen, dem man »die Türen weit aufmachen« müsse. Wie neu dieses neue Leben tatsächlich sein würde, dass schon sehr bald nicht einmal mehr Spuren des vorangegangenen zurückbleiben sollten, das konnte sie sich allerdings nicht vorstellen.

Die Erinnerung meiner Familie, die ich hier nach bestem Vermögen aufzeichne, reichen nicht sehr weit zurück. Belegen lässt sich die Geschichte dieser für die damalige Zeit typischen jüdischen Familie in Russland von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an. In der alten Kreisstadt Starodub im Gouvernement Tschernigow finden sich erste Spuren meiner Vorfahren.

Die jüdische Bevölkerung, die sich hier innerhalb einiger Jahrhunderte angesiedelt hatte, kam aus Polen, der Ukraine und aus Weißrussland. Das Leben, das die Juden führten, war nicht leicht, immer wieder wurden sie Opfer blutiger Verfolgung, wie zum Beispiel im 17. Jahrhundert während des Kosaken-Aufstandes unter Bogdan Chmelniczki\*. Regelmäßig gab es Pogrome, man

\* Bogdan Chmelniczki war ein ukrainischer Kosakenhetman und der Gründer des ersten Kosakenstaates. Er ist bekannt für seinen erbitterten Kampf gegen die Herrschaft Polens und Litauens und den Anschluss seines Staates an das zaristische Russland.

jagte sie aus einem Shtetl weg, und kaum hatten sie sich in einem neuen angesiedelt, wurden sie wieder vertrieben.

Hier, im Südwesten des Russischen Reiches, waren Juden nach der zweiten Teilung Polens 1793 aufgetaucht. Durch den Petersburger Vertrag zwischen Preußen, Russland und Österreich war die Teilung besiegelt worden, und große Teile des Landes waren an das russische Kaiserreich gefallen. Nach einem Erlass der Zarin Katharina II. gestattete man den Juden, sich im sogenannten Rayon anzusiedeln. Der Ansiedlungsraum, ein ehemals zu Polen und Litauen gehörendes Gebiet von mehr als einer Million Quadratkilometern, erstreckte sich von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer. Im Juni 1794 war dieses Territorium um das Gouvernement Tschernigow erweitert worden.

Ende der 1830er Jahre lebten in Starodub, einem wichtigen Knotenpunkt für den Handel zwischen polnischen, ukrainischen und russischen Städten, 2000 Juden. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren es schon 5000 von insgesamt 12 000 Bewohnern.

Es ist schwer zu sagen, wann genau sich meine Vorfahren in Starodub niedergelassen haben. Ich weiß nur, dass meine Urgroßmutter Etlja Jakubson – die erste Frau in unserer Familienmatrjoschka des 20. Jahrhunderts – 1866 in der Stadt Pogar geboren wurde, wo die Familie ihres Vaters Naum Jakubson lebte. Russland befand sich damals in einer Zeit des Umbruchs. Unter Zar Alexander II. waren Reformen eingeleitet worden, die auch das Leben der jüdischen Bevölkerung ein wenig erleichterten. Sie durften sich nun auch außerhalb des Ansiedlungsrayons niederlassen, was bis dahin nur sehr reichen oder Juden mit akademischem Grad vorbehalten war. Auch die Beschränkungen, mit denen gewisse Berufe belegt waren, wurden gelockert. Juden hatten nur bestimmte Handwerke ausüben und Kleinhandel treiben dürfen. So wie meine Urgroßmutter, die mit Porzellangeschirr handelte. Aus dieser Zeit ist ein kleiner ausgeschlagener Teller mit grünen Blümchen erhalten geblieben, den meine Großmutter Mira ihr Leben lang aufbewahrte.

Die Ehe meiner Urgroßmutter Etlja Jakobson kam durch einen Heiratsvermittler zustande. Man hatte sie nicht nach ihrer Meinung gefragt, und meine Großmutter erzählte später, Chaim Skepner sei nicht der Mann ihrer Träume gewesen. Aber die weiteren Entscheidungen in ihrem Leben sollte sie fortan selbst treffen.

Wir besitzen ein Foto von ihr, auf dem sie schon an die vierzig Jahre alt ist und das sie gemeinsam mit ihrem Mann und der Schwiegermutter zeigt. Während die beiden in angespannter Haltung vor ihr sitzen, die Hände auf dem Schoß, blickt meine Urgroßmutter Etlja selbstbewusst in die Kamera. Dem Betrachter wird sofort klar, wer hier das Sagen hatte. Sogar auf dieser gestellten Fotografie lässt sich ihr Charakter erkennen. Die kleinen tief liegenden Augen blicken ernsthaft und wach, an dem dunklen Kleid findet sich nichts Überflüssiges, sie trägt weder Hut noch Brosche, wie das auf Fotografien jener Zeit für Frauen üblich war.

Etlja starb 1921, und was ich über sie weiß, habe ich von meiner Großmutter und ihren Schwestern erfahren. Aber da es hieß, von allen sechs Töchtern der Etlja Jakobson sei ihr meine Großmutter am ähnlichsten gewesen, kann ich mir die Stärke ihres Charakters sehr gut vorstellen, denn auch meine Großmutter war eine starke Frau. Wenngleich sie immer versicherte, mit ihrer Mutter könne sie sich nicht messen.

Ich weiß nicht, ob Urgroßmutter Etlja in eine Schule für jüdische Mädchen ging oder ob sie zu Hause unterrichtet wurde. Großmutter Mira erzählte, ihre Mutter habe die Bücher der russischen Klassiker, die sie in Warschau bestellte, nicht auf Russisch, sondern auf Jiddisch gelesen. Sie war jedenfalls nicht nur gebildet, sondern der Wohlstand der Familie und die gesamten Lebensumstände hingen von ihr ab. Etljas Mann, mein Urgroßvater Chaim, war religiös, etwas wunderlich und zerstreut und mischte sich nicht besonders in die Dinge des täglichen Lebens ein. Meine Großmutter erzählte, dass keines der Geburtsdaten ihrer sechs



*Die Ururgroßmutter, deren Namen ich leider nicht weiß,  
Urgroßmutter Etlja und ihr Mann Chaim Skepner, um 1910*

Schwestern und zwei Brüder gesichert war, denn es war stets Aufgabe des Vaters, in die Stadt zu fahren, um die Neugeborenen registrieren zu lassen. Und Chaim, ein zerstreuter und vergesslicher Mensch, bestimmte Jahr und Tag der Geburt ziemlich vage – er erinnerte sich zum Beispiel, dass eines seiner Kinder am Tag

vor Pessach auf die Welt gekommen war. Deshalb steht in den Papieren meiner Großmutter auch, dass sie nur wenige Monate nach ihrer älteren Schwester geboren wurde, was in der Familie immer wieder für Gelächter sorgte.

Ich weiß nicht genau, wann Urgroßmutter Etlja beschloss, die Stadt Starodub zu verlassen, in der alle ihre Verwandten lebten. Es mag sein, dass die angespannte Atmosphäre in der überbevölkerten Stadt, wo im ausgehenden 19. Jahrhundert fast die Hälfte der Bewohner Juden waren, zum Ortswechsel beigetragen hat. 1891 jedenfalls kam es in Starodub zu einem Pogrom, ausgelöst durch die Erlaubnis für die Juden, am Sonntag auf dem Marktplatz Handel zu treiben. In der Stadt brannten jüdische Häuser, jüdische Geschäfte wurden ausgeraubt, Fenster gingen zu Bruch, und Juden, die sich nicht rechtzeitig hatten verstecken können, wurden verprügelt.

Irgendwann um diese Zeit ging Etlja mit ihrem Mann und den älteren Kindern nach Iwaitenki. In diesem Dorf, 30 Kilometer von Starodub entfernt, wo die jüngeren Kinder geboren wurden, wollte sie sich in der Landwirtschaft betätigen. Ein erstaunlicher Schritt, als Frau und als Jüdin. Alexander III. hatte die Reformen, die sein Vater Alexander II. für die jüdische Bevölkerung auf den Weg gebracht hatte, weitgehend zurückgenommen. De facto war es Juden im Russischen Reich bis 1917 verboten, Land zu bestellen. Allein schon für die Pacht brauchte Urgroßmutter einen Strohmann – einen russischen Kaufmann –, der für seine Dienste eine monatliche Zahlung erhielt. Das Land, das sie in Iwaitenki pachtete, war seit dem 17. Jahrhundert im Besitz der inzwischen verarmten Familie des Grafen Gudowitsch. Hier wollte sie Tabak anbauen, eine wirtschaftlich gesehen sehr kluge Entscheidung: In jenem Teil des Landes gedieh Tabak gut, und Pogor, die Geburtsstadt meiner Urgroßmutter, lag kaum 50 Kilometer entfernt und schickte sich gerade an, ein Zentrum der Tabakverarbeitung zu werden. Bald sollte die dortige Tabakfabrik zu einer der wichtigsten in Russland werden. Die Bevölkerung in der Gegend war

sehr arm, es gab also genügend Arbeitskräfte, die Etlja anheuern konnte. Und sie schien ein glückliches Händchen gehabt zu haben, denn das Geld aus dem Tabakanbau reichte, um die stetig wachsende Familie zu ernähren.

In den 1890er Jahren traf meine Urgroßmutter eine weitere und für die Familie lebenswichtige Entscheidung. In einer Zeit, da der Antisemitismus im Russischen Reich wieder deutlich zunahm, wählte sie für ihre Kinder den Weg der Assimilation. Für sie war das eine klare, eine naheliegende Entscheidung. Im Gegensatz zu ihrem Mann Chaim war ihr die Religion gleichgültig, sie hielt die jüdischen Feiertage nur formell ein und sprach mit den Kindern nur russisch. Weil auch die Kinderfrau Russin war, wuchs meine Großmutter auf, ohne Jiddisch oder auch nur das hebräische Alphabet zu lernen. Ein Kind nach dem anderen wurde ab dem zehnten Lebensjahr zur Ausbildung nach Starodub geschickt, wo es nicht nur ein Jungengymnasium, sondern ab 1902 auch eines für Mädchen gab.

Urgroßmutter wollte ihnen alle Chancen offenhalten, nach Möglichkeit sollte auf den Schulabschluss ein Studium folgen. Das war wichtig, denn bis 1917 durften außerhalb des Siedlungsrayons nur Juden mit höherer Ausbildung oder großem Besitz leben. An die Universität zu gelangen war damals nicht leicht, denn an den Universitäten galten Quoten für Juden, die bis 1917 mehrmals verschärft wurden. Im Ansiedlungsrayon lag sie bei 10 Prozent, obwohl Juden dort 40 Prozent der Bevölkerung stellten. In anderen Teilen galt eine 5-Prozent-Quote, in Moskau und St. Petersburg lag sie bei nur 3 Prozent.

Doch bis für die Kinder die Schulausbildung begann, ließ Urgroßmutter Etlja ihnen in Iwaitenki viele Freiheiten. Meine Großmutter Mira, das fünfte Kind von 14, von denen allerdings nur acht überlebten, stromerte stundenlang über die Felder und durch die Wälder der Umgebung. Sie hatte vor nichts Angst, weil sie immer von ihrem riesigen Hund Mischka begleitet wurde, der in den Erzählungen meiner Großmutter über ihre Kindheit eine

wichtige Rolle spielte. Die Gegend rund um Iwaitenki war für sie bis zum Ende ihrer Tage die schönste auf der Welt. Ich glaube, dass in jenen jungen Jahren und in dieser Umgebung in ihr die Überzeugung reifte, ein glückliches Leben führen zu können.

Nicht nur die Großmutter liebte jene Gegend. So hat ein Reisender sie beschrieben, der am Beginn des 19. Jahrhunderts dorthin gelangt war:

*Je näher man Iwaitenki kommt, umso eindrücklicher erhebt sich die Landschaft, die fruchttragenden Felder, auf denen der Buchweizen wächst, der junge Wald von wunderschönen sauberen Birken. Je weiter man geht, umso deutlicher sieht man die Freundlichkeit und das Wunderbare des ganzen Ortes. Die ununterbrochene Vielfältigkeit des Landes und der Hügel, der Wälder, Wiesen und Felder, des wunderbaren Blicks macht einen unvergesslichen Eindruck. Schade nur, dass es dem Unterfertigten nicht gegeben ist, lange Zeit in diesem herrlichen Erdenflecken zu verweilen. Ich glaube, dass, wer sich im Frühling oder zur besten Zeit des Sommers hier aufhält, keine Sehnsucht nach dem Süden Europas haben kann!*

Ebendort entstand auch die ewige Sehnsucht der Großmutter nach Land. Wenn wir auf unserer Datscha außerhalb von Moskau waren und sie die dortige Lehmerde sah, zog sie immer einen Vergleich zu Iwaitenki: »Die Erde dort war schwarz und so fett, dass man sie hätte aufs Brot streichen können!« Als Kind brachte mich diese Aussage etwas durcheinander, denn ich stellte mir das buchstäblich vor: eine Semmel mit einem großen Klacks schwarzer Erde drauf.

Meine Großmutter verbrachte ihre Kindheit weder im Schtetl noch in Starodub, wo sie in einem jüdischen Umfeld gelebt hätte, sondern auf dem Land. Deshalb hatte sie auch keine Probleme, mit den »einfachen Leuten« zu reden. Sie war weder arrogant noch von den Ängsten der Intelligenzija geplagt, sie unterwarf



sich weder noch spielte sie sich auf. Und sie fühlte sich in Russland nie fremd, nie als »Zugereiste«, sondern betrachtete sich von klein auf als Teil des Volkes.

Die Urgroßmutter führte ein offenes Haus, sie war sehr gastfreundlich und konnte Leere nicht ertragen. Was hin und wieder zu Verwerfungen mit der Kinderfrau geführt haben muss. Meine Großmutter erinnerte sich daran, dass die Kinderfrau sich sehr aufregte, wenn Etlja mit ihrem ältesten Sohn Lew und dessen Studentenfreunden Schach spielte und über das Leben redete, anstatt dafür zu sorgen, dass die jüngeren Kinder gefüttert und ins Bett gebracht wurden.

Lew war, wie die Mehrheit der jüdischen Jugend, Sozialrevolutionär und ein entschiedener Gegner des Zarenregimes. Die Sozialrevolutionäre – ein besonderer Zweig der breiten Bewegung der »Narodniki« (nach dem russischen Wort »narodnik«, Volksfreund) – wollten Russland erneuern, das Land unter den Bauern aufteilen und diese zum Sozialismus führen.

Im Jahrzehnt nach der Revolution wurde Lew mehrmals verhaftet. Im Gefängnis wurde er krank, und nachdem er schließlich wieder freigelassen wurde, starb er Ende der 1920er Jahre. Meine Großmutter war von klein auf überzeugt, dass ihr Bruder in Bezug auf das Land und die Lage der Bauern vor 1917 recht gehabt hatte. Viele Jahre später, in den 1960er oder 1970er Jahren, als meine Eltern und ich einmal darüber redeten, wohin die Machtergreifung der Bolschewiki Russland geführt hatte, wiederholte die Großmutter immer nur eines: »Ihr habt nicht gesehen, wie das russische Dorf vor der Revolution lebte und wie sehr wir uns nicht langsame, sondern sofortige Veränderungen gewünscht haben!«

Bei einem der örtlichen Narodniki fand ich eine Beschreibung der Dörfer rund um Iwaitenki vom Beginn des 20. Jahrhunderts, so wie die Großmutter sie gesehen hatte:

*Armut, Elend und Schmutz springen sofort ins Auge. Aber trotz der wirklich ganz offensichtlichen Armut – welcher unglaubliche Alkoholismus! Manche haben ein halbes Jahr lang kein Brot, die ganze Familie ernährt sich ausschließlich von Kartoffeln, es gibt kein Futter für das Vieh, keine warme und ordentliche Kleidung, eine Menge anderer Probleme, für deren Lösung das Geld nicht reicht, das man auch nirgends aufbringen kann, aber für Wodka reicht es immer, der ist bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit vorhanden. Und erstaunlicherweise trinken die Ärmsten, die Elendsten manchmal mehr als die wohlhabenderen Menschen! Sie tranken aus Kummer, sagen die einfachen Dörfler.*

Die Großmutter musste natürlich zugeben, dass die harte Politik Stalins den Bauern nicht nur nichts gebracht hatte (wonach die Sozialrevolutionäre gestrebt hatten, die von den Bolschewiki gleich nach der Machtergreifung ausgeschaltet wurden), sondern ihre Lage stark verschlechterte. Aber damals, 1917, wirkten auf sie und meinen Großvater die sehr einfachen politischen Losungen Lenins: das Land den Bauern, Friede den Völkern und Brot den Hungernden.

## Was die Zigeunerin vorhersagte

Als Großmutter Mira zehn Jahre alt wurde, war es mit ihrem freien Leben in Iwaitenki vorbei. Die Mutter setzte sie in die Kutsche, die schon voll war mit Lebensmitteln für die Verwandten und die Direktorin des Mädchengymnasiums, und brachte sie nach Starodub. In ihr geliebtes Iwaitenki kam sie jetzt nur noch in den Ferien, die sie immer ungeduldig erwartete. (Als diese Gegend siebzig Jahre später an die Sperrzone um Tschernobyl grenzte, war sie zum Glück nicht mehr am Leben.)

Meine Großmutter liebte es, von ihrem ersten Tag am Gymnasium zu erzählen, das ihre ältere Schwester Rachel kurz zuvor abgeschlossen hatte. Rachel war schlank, hatte einen wunderbaren Zopf, war sehr gebildet, zurückhaltend und von ausgeglichenerm Charakter. Nie beteiligte sie sich an den kleineren oder größeren Streitereien, die es ständig und vor allem zwischen Esfir und Lija gab, den anderen älteren Schwestern meiner Großmutter. Rachel ließ sich aber auch nicht erweichen, die zwei miteinander zu versöhnen, was meine Großmutter ihr Leben lang versuchte.

Die Direktorin des Gymnasiums erwartete in Mira eine kleinere Ausgabe ihrer älteren Schwester, doch darin hatte sie sich gründlich getäuscht. Die neue Schülerin war rothaarig, sommersprossig, nicht besonders erzogen, lachte gerne, hatte eine hässliche Schrift und machte unglaubliche Fehler. Aber da es am Mädchengymnasium keine Beschränkungen für die Aufnahme jüdischer Schülerinnen gab und die Urgroßmutter immer pünktlich für den Unterricht ihrer Töchter zahlte und die Direktorin beschenkte, wurde auch Mira in die Vorbereitungsklasse aufgenommen.

Sie lebte von nun an in der Stadt bei ihrer Tante, der Schwester der Urgroßmutter, und freundete sich sehr mit ihrer Cousine an, die dasselbe Gymnasium besuchte. (Es war 1902 im neoklassizistischen Stil gebaut worden, so wie man zu jener Zeit in der Provinz solche öffentlichen Gebäude eben baute. Während des Zweiten Weltkrieges wurde die Schule schwer beschädigt, in den 1950er Jahren aber wiederaufgebaut, und noch heute befindet sich die örtliche Schule dort.)

Mira kam 1908 nach Starodub, einige Jahre nach einem besonders schrecklichen Pogrom an den Juden. Am 17. Oktober 1905, während der ersten russischen Revolution, sah sich Zar Nikolaus II. genötigt, das sogenannte Oktobermanifest zu verkünden, das die Bildung einer Volksversammlung beinhaltete und den

Untertanen eine ganze Reihe bürgerlicher Freiheiten versprach.\* Die Bevölkerung war aufgerüttelt, überall fanden Kundgebungen statt. Die Ersten forderten weitergehende Reformen, erstmals wurden auch Stimmen laut, die die Abschaffung jüdenfeindlicher Gesetze wie die des Ansiedlungsrayons verlangten. Die russischen Ultrarechten, die sogenannten Schwarzen Hundertschaften, die sich den Monarchismus, den Großmacht-Chauvinismus und den Antisemitismus auf ihre Fahnen geschrieben hatten, strömten auf die Straßen. Unter ihren Anhängern verbreitete sich das Gerücht, die Juden hätten den Zaren gezwungen, seine Macht einzuschränken und das Oktobermanifest zu verkünden. In unzähligen Städten und Shtetln kam es daraufhin zu blutigen Pogromen, in deren Verlauf Hunderte Menschen getötet wurden und Tausende verletzt. Auch an Starodub ging das nicht spurlos vorbei: die Synagoge wurde niedergebrannt, ebenso die meisten jüdischen Geschäfte, es gab Tote.

Unsere Familie hatte Glück, keiner unserer Verwandten kam damals zu Schaden. Und meine Großmutter erzählte, dass es ihrem Großvater sogar gelungen sei, der marodierenden Meute ein Schnippchen zu schlagen. Während die noch durch die Nachbarstraße zog, zerschlug er die Fenster des Hauses, warf Kleider in den Hof und zerschnitt die Federbetten, damit es so aussah, als sei die Meute schon da gewesen. Solche Geschichten wurden in vielen Familien erzählt und ich bin mir nicht sicher, ob es wirklich so gewesen war.

Wie auch immer, diese Pogrome hatten Folgen, auch in Starodub. Zum einen radikalisierte sich die jüdische Jugend sehr stark, nach 1917 waren viele aktiv an der Revolution beteiligt, darunter

\* Der ernsthafte Wille zur Umsetzung darf bezweifelt werden, es war eher ein Versuch, die breite Opposition gegen das Regime zu spalten. Tatsächlich dauerte es nicht lange, bis das Militär die alte Ordnung wiederhergestellt hatte. Und Entscheidungen der Duma, die den Anschein einer konstitutionellen Regierung erwecken sollten, konnten jederzeit vom Zaren ausgehebelt werden. Er hatte Vetorecht und regierte de facto weiter autokratisch.

auch mein Großvater. Zum anderen setzte eine Emigrationswelle ein: Großmutter erinnerte sich daran, in den Gesprächen der Erwachsenen oft das Wort »Schiffskarte« gehört zu haben. Es ging um Passagen nach Amerika oder Argentinien, die jüdische Organisationen für jene bezahlten, die emigrieren wollten. Die Frage der Emigration wurde auch in unserer Familie besprochen. Mein Urgroßvater Chaim Skepner legte plötzlich Entschlossenheit an den Tag und reiste nach Palästina, um auszuloten, ob man sich dort niederlassen konnte. Er trat die Reise nicht alleine an, sondern mit einer ganzen Gruppe von Juden, die den gerade aus dem Gefängnis freigelassenen Menachem Beilis begleitete. Beilis, Aufseher einer Kiewer Ziegelbrennerei, war 1911 wegen des angeblichen Ritualmordes an einem ukrainischen Knaben verhaftet worden, der Fall wurde politisch instrumentalisiert und zu einer Art russischer Dreyfus-Affäre. Er spaltete die russische Gesellschaft und war ähnlich wie die berühmte französische Affäre von Antisemiten in der russischen Regierung inszeniert und, unterstützt von der Schwarzen Hundertschaft, zu einem Politikum gemacht worden. Im Unterschied zu Dreyfus wurde Beilis aber freigesprochen und reiste sofort mit seiner Familie nach Palästina, um nie mehr nach Russland zurückzukehren.

Anders mein Urgroßvater. Ich weiß nicht, warum meine Familie am Ende nicht nach Palästina übersiedelt ist. Vielleicht war dem Urgroßvater das Leben dort zu schwer erschienen, oder die Urgroßmutter hatte nicht ohne ihre älteren Kinder weggehen wollen, die gar nicht daran dachten, Russland zu verlassen. Vielleicht hat aber auch der wenig später beginnende Erste Weltkrieg entsprechende Pläne zunichtegemacht.

Während ihrer Zeit im Gymnasium von Starodub hatte meine Großmutter Heimweh nach zu Hause, nach Iwaitenki. Zum Glück fand sie in der Stadt viele Freundinnen, mit einigen von ihnen war sie ihr weiteres Leben lang befreundet. Ein paar von ihnen lernte ich noch persönlich kennen, andere kannte ich nur

von alten Fotos. Allerdings war es schwer, in den Gesichtern dieser vom sowjetischen Leben gezeichneten alten Frauen die hübschen Gymnasialschülerinnen wiederzuerkennen, die der immer gleiche Fotograf damals in Starodub aufgenommen hatte.

Als sie ungefähr 13 Jahre alt waren, spazierten die Mädchen einmal in einer größeren Gruppe durch die Stadt. Eine Zigeunerin trat in ihren Weg und bot ihnen an, die Zukunft aus der Hand zu lesen. Sie waren alle neugierig, und die Zigeunerin, wie es ihr jahrhundertalter Beruf verlangte, versprach ihnen für wenig Geld Wunderbares für die Zukunft: weite Reisen, bildschöne Bräutigame, Reichtum. Doch als die Reihe an meiner Großmutter war, sagte sie: »Dir sind kein Geld und keine großen Reisen vorherbestimmt. Aber du wirst mit deinen Kindern und Enkelkindern Glück haben!«

Die Mädchen kicherten, wer kann sich in diesem Alter schon Enkel vorstellen? Meine Großmutter war natürlich enttäuscht. Den anderen hatte die Zigeunerin ein interessantes, ja sogar romantisches Leben in Wohlstand versprochen, ihr »nur« Kinder und Enkel! Aber wenn sie sich später an diese Geschichte erinnerte, sagte sie immer: »Die Zigeunerin hat doch recht gehabt!«

Im Herbst 1916 lernte meine Großmutter Jakow Roskin kennen. Er war schon 22, vier Jahre älter als sie. Aber gemäß seinen Einträgen in jenem gemeinsamen dunkelroten Heft spielte der Altersunterschied keine Rolle: Die Großmutter war damals bereits die Dominierende in ihrer Verbindung, und daran sollte sich auch nichts mehr ändern.

Im Gegensatz zur verhältnismäßig wohlhabenden Familie meiner Großmutter (was nur der Energie und Geschäftstüchtigkeit meiner Urgroßmutter zu verdanken war) kam mein Großvater aus einer sehr armen Familie. Jakow musste später keine vorrevolutionären Besitztümer verschweigen, wie das viele taten, um ihre soziale Herkunft in den Fragebogen zu vertuschen, nach-



*Großmutter Mira (vorne rechts) mit ihren Schulfreundinnen, 1915*

dem die Zugehörigkeit zur besitzenden Klasse zu einem großen Makel geworden war. Mein Großvater war das älteste von vier Kindern. In der Biografie für seine Kaderakte schrieb er 1939: »In der Kleinstadt lebte die jüdische Familie eines Kleinhändlers in der ewigen Angst vor Verelendung. Aber als ich, sein ältester Sohn, zehn Jahre alt wurde, brachte mich mein Vater im örtlichen Gymnasium unter.«

Wie in vielen jüdischen Familien, so sah man auch in der meines Großvaters in der Bildung die einzige Möglichkeit, die Armut zu überwinden. Allerdings hatten die Roskins nicht genügend Geld, um das Schulgeld zu bezahlen. »Mit 14 Jahren begann ich, Geld zu verdienen, indem ich schlechtere Schüler unterrichtete. Mit meinem Verdienst erhielt ich mich nicht nur selbst, ich half auch der Familie«, schrieb mein Großvater.

Jakow beendete das Gymnasium zwei Jahre vor Beginn des Ersten Weltkrieges, aber wegen der Beschränkungen, die für die Aufnahme jüdischer Studenten galten, konnte er nicht wie erhofft an der Kiewer Universität sein Studium aufnehmen. Ein Jahr lang gab er weiter Nachhilfeunterricht, und als er ein wenig Geld zusammengespart hatte, fuhr er im Herbst 1913 ins mährische Brünn, wo er in das Polytechnikum eintrat.

Doch schon ein Jahr später, im Sommer 1914, musste Jakow nach Starodub zurückkehren. Das ärmliche, halbverhungerte Leben, das er führte, hatte seine Gesundheit angegriffen, er bekam Lungentuberkulose. Er wurde von der Armee zurückgestellt und schlug sich irgendwie durch, indem er verschiedene Gelegenheitsarbeiten übernahm. Aus den späteren Briefen an Mira geht hervor, dass das für ihn eine sehr schwere Zeit gewesen war. Immer wieder kam er ins örtliche Krankenhaus, in ein Zimmer mit anderen Tuberkulose-Patienten, von denen einer nach dem anderen starb.

Wie ihm schien, war die Begegnung mit meiner Großmutter seine Rettung. Mira war sehr optimistisch und lebensfroh, und das, so meinte er, habe ihn ins Leben zurückgeholt.

In jenem Herbst 1916, als sie sich zum ersten Mal begegneten, ging meine Großmutter in die letzte Klasse des Gymnasiums und hatte nichts mehr mit jenem Dorfmadchen gemein, das man acht Jahre zuvor in die Stadt gebracht hatte. Sie war eine schöne junge Frau mit rotbraunem Haar, die Hamsun und Ibsen liebte und inzwischen auch eine schöne Schrift hatte. Vor allem aber war sie für ihr Alter sehr erwachsen, energisch und entschieden. Das





*Großvater Jakob (obere Reihe Mitte) als Gymnasiast  
in Starodub, 1912*

erkannte sogar die strenge Direktorin des Gymnasiums an, die nach ihrer Abschlussprüfung zu ihr sagte: »Dass aus so einer Bauerngretel so ein gebildetes Mädchen geworden ist!«

Wie die plötzlich zwischen Mira und Jakob entflammte Liebe von meiner Urgroßmutter aufgenommen wurde, weiß ich nicht. Jakob, der nur wenige Straßen von Mira entfernt lebte und ihr trotzdem täglich mehrere Briefe schrieb, konnte aber eigentlich nicht als akzeptabler Bräutigam angesehen werden: Er war arm, hatte keinen Beruf und war krank. Doch meine Urgroßmutter hatte ihre Kinder nicht umsonst so frei erzogen – ihre Töchter

durften selbst entscheiden, mit wem sie ihr Schicksal verbinden wollten. Aber wer weiß, vielleicht hätte die Geschichte eine andere Wendung genommen, wenn nicht im Februar 1917 die Revolution begonnen hätte, die alles veränderte.

»Freiheit! Freies Leben!«, schrieb mein Großvater am 3. März 1917\* in jenes dunkelrote Heft. »Was für eine Freude, was für ein Glück! Vor uns liegt die Freiheit – vor allen 200 Millionen Menschen!« Das klingt sogar noch enthusiastischer und naiver als der Eintrag der Großmutter.

Natürlich konnten sich zu jenem Zeitpunkt, unmittelbar nach der Abdankung des Zaren, nicht nur meine Großeltern – junge Menschen aus der Provinz –, sondern auch jene, die in Russland die Macht übernommen und die Provisorische Regierung eingesetzt hatten, nicht vorstellen, was ein halbes Jahr später, im Oktober 1917, geschehen würde. Gut möglich, dass mein Großvater damals wirklich noch nichts von jenem Menschen gehört hatte, der genau einen Monat nach der Abdankung des Zaren aus der Schweizer Emigration kommend mit einer Gruppe Gleichgesinnter in einem versiegelten Waggon am Finnischen Bahnhof in Petrograd ankommen sollte. Die kleine ultralinke Partei, der sie vorstanden, zählte zu jenem Zeitpunkt in ganz Russland nicht einmal 25 000 Mitglieder. Schon ein Jahr später sollten die Bolschewiki einen blutigen Bürgerkrieg vom Zaun brechen, dessen wichtigster Schauplatz die Ukraine sein würde.

Im Sommer 1917 verbesserte sich der Gesundheitszustand meines Großvaters – vielleicht hat auch seine revolutionäre Euphorie dazu beigetragen, die Krankheit zu besiegen. Nach der Februarrevolution herrschte in Russland ein Nebeneinander von Provisorischer Regierung und Arbeiter- und Soldatenräten. Solche Räte waren landesweit ins Leben gerufen worden, und Jakow

\* Das Datum bezieht sich auf den julianischen Kalender; der gregorianische wurde erst 1922 in der Sowjetunion eingeführt. Nach diesem würde die Notiz vom 16. März stammen.



*Mira, Jakow und Miras Cousine (rechts) 1917 in Starodub*

war mit Feuereifer dabei. Er stand der Provisorischen Regierung immer kritischer gegenüber, zumal der Weltkrieg, der ihm sinnlos erschien, weiterging. Weder er noch meine Großmutter teilten jene Verehrung und jenen Enthusiasmus, der in jenen Monaten Alexander Kerenski zuteilwurde, der zunächst Kriegsminister und dann Vorsitzender der Provisorischen Regierung wurde.\*

Die Zeitungen wetteiferten damals darum, den selbstverliebten, ständig posierenden und am Ende nur allzu leicht von den

\* Während der neue Außenminister den Krieg fortsetzen wollte und einen Sieg über die Mittelmächte anstrebte, favorisierte Kerenski Friedensverhandlungen, der eine militärische Offensive vorausgehen sollte, um die Verhandlungsposition zu stärken. Lenin wiederum forderte eine sofortige Beendigung des Krieges. Kerenski versuchte in dieser komplizierten politischen Situation die Rolle eines Vermittlers zwischen den verschiedenen Parteien zu spielen, was ihm letztendlich nicht gelang. Später machte man ihn aus propagandistischen Gründen zu einer Witzfigur, es gab Karikaturen, die ihn als Frau verkleidet und vor den Bolschewiken aus dem Winterpalast fliehend zeigen.

Bolschewiki abgesetzten Anführer der Februarrevolution mit Komplimenten zu überschütten. Kerenski wurde als »Ritter der Revolution«, »Volkstribun«, »Geist der russischen Freiheit«, »Volksführer«, »Retter des Vaterlandes« und so weiter beschrieben. Selbst meine Großmutter hatte keinen Monat nach der Absetzung des Zaren zu ihrer Abschlussprüfung das Thema »Alexander Kerenski – ein Ideal als Mensch und Bürger« bekommen. Als ich sie später fragte, was sie geschrieben und wie sie sich da rausgeredet habe, sagte sie schmunzelnd: »Ich hab einfach beschrieben, wie ich mir dieses Ideal vorstelle, und am Ende hab ich gesagt, dass es Menschen gibt, die meinen, dass Kerenski diesem Ideal entspricht.«

Nach ihren Briefen zu urteilen hatte meine Großmutter einen sehr genauen Plan für die Zeit nach ihrer Abschlussprüfung. Sie wollte nach Kiew gehen und sich dort an der medizinischen Fakultät einschreiben. Denn im März 1917 waren alle Einschränkungen für Juden abgeschafft worden. Jakow, der sich nicht von ihr trennen wollte, kam mit.

Natürlich kannte er damals die Bilder nicht, die Marc Chagall zu dieser Zeit in der weißrussischen Stadt Witebsk malte, ja er wusste nicht einmal, dass es diesen Maler gab. Aber gerade, als Chagall sein berühmtes Bild »Über der Stadt« malte, in dem ein junges Paar über die kleinen Häuser eines Städtchens wie Starodub fliegt, schrieb mein Großvater eine Notiz in das dunkelrote Heft, die wie eine Unterschrift zu Chagalls Bild wirkt: »Meine Liebste, wir fliegen! Wir betrachten das uns umgebende Leben jetzt von oben. Wir sind so stark, dass uns die Schwierigkeiten des Lebens nicht erschrecken dürfen. Wir sind immer beisammen ...«